

DROEMER 

JURI STERNBURG

DAS IST

G e r m a n i a

**Die Größen des Deutschrap
über Heimat und Fremde**

**KOOL SAVAS + CELO & ABDI
DR. BITCH RAY + MASSIV
CAPITAL BRA + AK AUSSERKONTROLLE
HATICE SCHMIDT + NIMO
SUGAR MMFK + OLEXESH
SANDRA LAMBECK + MANUELLEN
ENEMY + YONII + YOUNES JONES**

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe September 2020

Droemer Verlag

© 2020 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Christiane Bernhardt

Covergestaltung: Isabella Materne, München

Alle Abbildungen im Innenteil: Hyperbole Medien GmbH

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27823-9

Inhalt

- Bastian Asdonk** – *Vorwort* 7
- Juri Sternburg** – *Einleitung* 11
- Celo & Abdi** – *In der Diaspora* 15
- AK Ausserkontrolle** – *Ein kultivierter Kanake* 33
- Olexesh** – *Drei in eins* 49
- Yonii** – *Ich wollte mal fragen,
was bedeutet Migrant?* 63
- Manuellsen** – *Eine von vielen Familien* 79
- Hatice Schmidt** – *Ein bisschen kaputt,
ein bisschen Glamour* 97
- Massiv** – *Ich bin Deutschlandfan,
seit ich denken kann* 117
- Nimo** – *Man muss doch wissen,
wo seine Wurzeln sind* 135
- Dr. Bitch Ray** – *100 Prozent türkisch und
100 Prozent deutsch* 147
- Sugar MMFK** – *Ein deutscher Mann* 161
- Enemy** – *Gegen jede Ungerechtigkeit* 179
- Sandra Lambeck** – *Ich lebe mein Leben so,
wie ich möchte* 195

Younes Jones – *Humor ist das größte bindende Element* 209

Kool Savas – *Ein Teil von mir ist türkisch* 223

**Capital Bra – *Heimat ist für mich Ukraine.
Und Deutschland auch* 241**

Dank 253

Bildnachweis und Playlist 254

Über den Autor 255

Vorwort

Es ist Mitte Dezember 2016, wir sitzen in einem italienischen Restaurant in Berlin-Kreuzberg. Die ehemalige Fleischerei liegt direkt gegenüber von unserem Büro, und wir essen oft mittags hier. An diesem Abend findet die erste Weihnachtsfeier unserer Produktionsfirma statt. Wir sind ein kleines Team: sechs, sieben Redakteur*innen, Kameraleute, Cutter. Unsere Reihe *Germania* läuft seit ein paar Monaten auf YouTube, aber der Erfolg ist überschaubar. Ein paar Tausend Abrufe, zehntausend, wenn es gut läuft. Niemand scheint zu verstehen, was wir wollen, was diese Reihe eigentlich sein soll. Sie ist weder ein Musikformat, obwohl Musiker*innen vorkommen. Noch ein klassisches journalistisches Stück, obwohl wir über Identität in der deutschen Gesellschaft sprechen.

Am Nachmittag haben wir gerade eine Folge mit dem Darmstädter Rapper Olexesh veröffentlicht. Er gehört zu einer neuen Welle von jungen Musiker*innen aus der ehemaligen Sowjetunion, gilt als genauso wortgewandt wie lyrisch begabt und steht beim Frankfurter Label 385idéal unter Vertrag. Das Anfangsbild seiner *Germania*-Folge zeigt ihn in einer viel zu großen Versace-Daunenjacke auf der Darmstädter Mathildenhöhe. Anschließend erzählt er, wie vermittelt durch Rap die deutsche Sprache für ihn zu einer Heimat geworden ist.

Es ist Vorweihnachtszeit, der italienische Kellner serviert große Platten Tagliatelle mit Trüffeln. Es gibt Weißwein und

einen etwas unangenehmen Prosecco, der uns als Naturwein angepriesen wurde, wir trinken ihn trotzdem. Mitten im Essen reißt unsere Redakteurin Sara ihr Telefon in die Luft und schreit durch den ganzen Raum, so laut, dass die Bedienung uns fortan keinen Wein mehr bringen will: »60 000 Klicks!« Keiner weiß, was sie meint. Bis wir verstehen, dass die Olexesh-Folge in ein paar Stunden mehr Zuschauer*innen erreicht hat als alle vorherigen Folgen zusammen. Den Rest des Abends schauen wir immer wieder auf die Telefone.

Ein halbes Jahr später drehen wir eine Folge mit Samy Deluxe an der Hamburger Außenalster. Der Rapper war einer der ersten, der in den 90er-Jahren deutsche Sprache und Rap virtuos und handwerklich perfekt zusammengebracht hat. Inzwischen erreichen alle *Germania*-Folgen sechsstellige Abrufzahlen. Plattenfirmen und Promoter haben das Format entdeckt, und auch bei den Fans wird es immer bekannter. Drei Jungs, vielleicht 12 oder 13 Jahre alt, erkennen Samy und fragen, was hier gedreht wird. Als sie hören, dass es eine Folge für *Germania* ist, stellen sie sich in einer Reihe auf und singen perfekt im Chor die Titelmelodie: den ersten Vers des alten Volkslieds »Am Brunnen vor dem Tore«.

April 2018 in der Ruhrgebietsstadt Marl. Es ist kühl und verregnet, wir fahren mit unserem Team in einem schwarzen Van zum Stadttheater, wo wir am Abend einen Grimme-Preis erhalten werden. Unsere Redakteurinnen Sara und Nadja sitzen im Auto, unsere Kamerafrau Susi und Benni, der Regisseur. Unser Cutter Suraj trägt zur Feier des Tages seinen Afro offen. Bei der Nominierung hat die Jury vor allem die »anspruchsvolle Ästhetik« von Bild und Ton, die Auswahl der Drehorte und Atmosphäre der Filme gewürdigt. Auf dem roten Teppich eine surreale Situation, Tom Tykwer, Kida Ramadan, Peter Kurth, Volker

Bruch, Lied Lisa Fries, Oliver Masucci lassen sich vor uns fotografieren und geben Autogramme. Nach zwei Jahren haben wir es mit einer YouTube-Reihe geschafft, den wichtigsten Fernsehpreis in Deutschland zu gewinnen.

Germania ist der seltene Fall einer Serie, die bei der Kritik, aber auch bei den Zuschauern erfolgreich ist. Wir haben inzwischen über vierzig Millionen Videos ausgespielt, Hunderttausende Kommentare beantwortet und neben dem Grimme-Preis auch den Goldene Kamera Digital Award erhalten. Auf YouTube gibt es unzählige Kopien von *Germania*. Der FC Bayern hat seine Spieler nach unserer Vorlage porträtiert. Rapper*innen, die nicht eingeladen wurden haben, haben kurzerhand ihre eigenen Folgen gedreht.

Trotz des großen Erfolgs gab es auch immer wieder Kritik, sowohl an der Verwendung des historisch kontaminierten Begriffs »Germania« als auch an der offensiven Umdeutung tradierter Konzepte wie etwa »Heimat«. Doch diese Kritik geht oftmals am zentralen Anliegen der Serie vorbei – nämlich die Geschichte von Migrant*innen und ihren Kindern zu erzählen und sie anzuerkennen. Ihre Verschiedenartigkeit zu akzeptieren, sie nicht als eine gleichförmige Gruppe zu sehen, sondern mehr über ihre individuellen Erfahrungen zu lernen. Wir wollten eine Serie schaffen, die eine »typisch« deutsche Landschaft zeigt, in der sich »untypische« Deutsche bewegen – und andersherum. Ein modernes und zeitgemäßes Bild, jenseits von Klischees und Romantisierung.

Dieses Buch erzählt sechzehn der eindrucklichsten Geschichten, die wir in den letzten drei Jahren gehört haben. Ein guter Anlass, um allen Beteiligten zu danken. Unseren Auftraggeber*innen bei ZDF und Funk, die dieses Projekt ermöglicht ha-

ben. Dem ganzen Redaktionsteam, allen Manager*innen, Promoter*innen, Plattenfirmen und Medien, die uns unterstützt haben.

Vor allem aber möchte ich den Menschen danken, die uns ihre Geschichte erzählt haben. Ohne sie wäre *Germania* nicht möglich. Sie haben zum ersten Mal vor einer Kamera über ihre eigene Biografie gesprochen. Über die Geschichte ihrer Familie. Über Themen wie Herkunft und Zerrissenheit, über Liebe und Heimat. Sie haben unseren Zuschauer*innen eine Seite gezeigt, die man gerade im Rap nur selten sieht. Reflektierte, differenzierte und kluge Ansichten jenseits ihres öffentlichen Images. Dieses Buch dient hoffentlich dazu, diese Geschichten weiterzuerzählen. Und eine offene Debatte darüber zu führen, wie wir in diesem Land zusammenleben wollen.

Bastian Asdonk, Hyperbole TV

Einleitung

Es waren die immer gleichen Fragen, die ich und andere mir gestellt haben, seit ich mich entschlossen habe, dieses Buch zu schreiben: Braucht die Welt ein weiteres Werk, in dem Migrant*innen erzählen, dass sie auch zu Deutschland gehören? Ist das keine Selbstverständlichkeit? Oder sollte man es nicht lieber mit Max Czolleks *Desintegriert euch!* halten? Wird der Alltagsrassismus, der in Deutschland abseits der großstädtischen Echokammern immer noch an der Tagesordnung ist, durch solche Formate verharmlost?

Ich weiß nicht, welcher der richtige Weg ist. Und es gab viele unterschiedliche Stimmen dazu, wenn ich nachgefragt habe. Und dennoch wollte ich mir die Naivität nicht nehmen lassen, wollte und will an das glauben, was ich in diesem Format und vor allem in dem nun veröffentlichten Buch von Tag eins an gesehen habe: die Möglichkeit, komplett unterschiedliche Schichten und Szenen anzusprechen. Menschen zusammenzuführen, die sich nur selten treffen, die, die alle fließend Deutsch und doch manchmal ganz unterschiedliche Sprachen sprechen. Und dabei rede ich nicht von Menschen, die durch absurde Konstrukte wie Ländergrenzen getrennt sind. Ich rede von Jugendkultur und Bildungsbürgertum, von Straßen-Rapperin und Soziologiestudent, von der Mutter, die wissen will, was ihr Sohn da hört, und der Tochter, die dem Vater vielleicht etwas

verständlicher machen kann, warum sie diese Musik oder jene Influencerin so liebt.

Wenn Kool Savas davon erzählt, wie ihm erst die sogenannte Flüchtlingskrise im Jahr 2015 verdeutlichte, dass auch er ein Geflüchteter ist, wenn Hatice Schmidt über ihren Umzug aus dem beschaulichen Lankwitz ins beinharte Neukölln berichtet oder wenn andere ihre diffuse Angst vor dem Heimatland ihrer Eltern beschreiben, dann ist das für einen Großteil dieser weißen Mehrheitsgesellschaft eben immer noch »Neuland«. Dann hören sie im Idealfall Geschichten, die sie so nicht kannten. Und dann fühlen sich jene, die nicht Teil dieser Mehrheitsgesellschaft sind, eventuell inspiriert und abgebildet. Fühlen sich gesehen und erkennen, dass ihre Idole und Stars ähnliche Erfahrungen hatten. Die Geschichten der Protagonist*innen um Informationen und Hintergrundinfos zu bereichern, sie einzuordnen und mit eigenen Erfahrungen zu verbinden, das ist es, was ich hier versucht habe.

Denn außerhalb der ach so aufgeklärten Journalismus- und Debattenblase, in der ich und viele andere sich bewegen, gibt es Millionen von Kindern und Erwachsenen, die nach solchen Geschichten dürsten oder sie zumindest einmal hören sollten. Denn wenn sie niemand hören würde, wäre das ein Verlust für uns alle. Das ist es, woran ich fest glaube.

Juri Sternburg, Mai 2020

Ich übernehme einfach gerne Dinge
aus anderen Kulturen.

Kool Savas

Sandra Lambeck
*Ich lebe mein Leben so,
wie ich möchte*



Das Einzige, was Sandra Lambecks Traumjob aus Teenager-
tagen mit dem gemeinsam hat, den sie heute tatsächlich
ausübt, sind ein Paar Handschellen. Klingt komisch, ist aber so.
Eigentlich wollte sie nach der Schule die erste schwarze Polizis-
tin in Deutschland werden. Einfach »ein bisschen frischen
Wind« in die Staatsgewalt bringen, wie sie es selbst lachend be-
schreibt. Ein Casting für die Scripted-Reality-Show *Berlin Tag
und Nacht* kam jedoch dazwischen, und statt Handschellen kli-
cken bei Sandra heute nur die Like-Buttons auf ihren Social-
Media-Profilen.

Mit über 600 000 Followern auf Instagram ist sie eine der er-
folgreichsten Influencerinnen Deutschlands geworden. Ihre
Fernsehrollen bei *Berlin Tag und Nacht* und dem Serien-Spin-
off *Köln 50667* haben Millionen Kids begeistert. Und ihre Wer-
beverträge für Schmuckhersteller, Kosmetik-Brands und – jetzt
kommen die Handschellen wieder ins Spiel – auch Sexspielzeug
bringen ihr deutlich mehr Geld ein, als es ein durchschnittli-
ches Polizistinnengehalt tun würde. Und ich behaupte auch
mal, mehr Spaß. Man kann sagen, der eigentliche Traum ist
vermutlich, dass sich Sandras Jugendtraum nicht erfüllt hat.

Doch wie viele Träume beziehungsweise Lebenswege begann
auch der von Sandra erst mal bescheiden, klein und unschein-
bar in einem eher spießigen Randbezirk Berlins: Willkommen
in Steglitz, dem größten Open-Air-Altersheim der Landes-

hauptstadt. »Ich würde Steglitz als einen sehr ruhigen Ort bezeichnen, mit wenig Kriminalität«, beginnt Sandra ihren Heimatbezirk zu beschreiben. Steglitz liegt am südlichen Rand der Metropole. Ein bürgerliches Grenzgebiet zwischen den dicht bebauten, wuseligen Innenstadtbezirken und den suburbanen, trägen Villen- und Eigenheimvororten Berlins. Den Leuten in Steglitz geht es gut, man übernimmt Patenschaften für die Bäume, die die Gehsteige vor den Mietshäusern zieren, und kauft am Kiosk um die Ecke naturtrübe Apfelsaftschorle. Es ist nett. Aber sofern man hier nicht wohnt oder mindestens eine Oma hat, die es am Wochenende mit Kuchen zu versorgen gilt, gibt es keinen wirklichen Grund, nach Steglitz zu fahren.

Außer natürlich, man erzählt einem Journalisten von seiner Kindheit und wie diese den Menschen, der man heute ist, geprägt hat. So, wie es Sandra heute tut. Sie wirkt dabei ausgelassen, fröhlich. Wie jemand, der sich gern auf eine kleine Reise auf der Memory Lane begibt, weil er eben die Gelassenheit derjenigen innehat, die die richtige Ausfahrt erwischte haben.

*Ich hatte mir als Ziel gesetzt,
die erste schwarze Polizistin in
Deutschland zu werden.*

Sandra Lambeck

Heute lebt Sandra im Wedding, was einem absoluten Gegenentwurf zu Steglitz in jeglicher Hinsicht gleichkommt. Das beginnt schon bei der Lage. Während Steglitz tief im Süden Berlins liegt, befindet sich der Wedding ganz im Norden der Stadt. Hier ist es sauber und glatt gebügelt, dort laut und schmutzig. In Berlin kann man eben alles haben, auch den deutschen Spießertraum, entgegen allen Unkenrufen. Als Kind ghanaischer

Eltern fiel das Sandra damals früh auf. »In Steglitz leben fast nur sogenannte Bio-Deutsche. In der Grundschule war ich das einzige schwarze Kind. Später kam noch eins dazu, aber sonst war ich immer die Einzige«, erzählt sie, während sie mitten auf der Fahrbahn die Straße entlangschlendert und die Kapuze ihrer Daunenjacke zurechtrückt.

Der Verkehr ist ruhig, das Einzige, was den feuchten Asphalt berührt, sind Sandras schneeweiße Sneaker. Nicht ein verirrtes Blatt Laub stört das Stadtrandidyll, hier wird noch auf Ordnung geachtet. »Ich hatte aber trotzdem nie das Gefühl, dass ich sehr anders bin als alle anderen. Es gab schon gemeine Mitschüler, die mir das Leben etwas schwer gemacht haben.« Aber das schien mehr an Sandras Art gelegen zu haben als an ihrem Aussehen oder ihrer Herkunft, wie sie sich weiter erinnert. »Ich war immer etwas *tomboyish*, also eher burschikos und deswegen immer sehr cool mit den Jungs, und manchen Mädchen gefiel das nicht.« Wenn man Sandras heutiges Auftreten auf Instagram oder gar ihre Rolle als Michelle in *Berlin Tag und Nacht* im Kopf hat, kann man sich kaum vorstellen, dass sie sich als junges Mädchen das Verhalten ihrer Mitschülerinnen einfach so gefallen ließ, die sie konsequent ignorierten und in der Pause abseits stehen ließen.

Aber damals war Sandra noch anders. Erst als sie in die Oberstufe einer Gesamtschule kam, begann sich ihre Transformation in die laute, selbstbewusste Frau, die Sandra heute ist, so richtig zu vollziehen. »Es war, als hätte ich einen Schutzfilm auf der Haut«, erinnert sie sich. »Ich sagte mir einfach: *Ich werde jetzt ein bisschen lauter. Wenn mir etwas nicht gefällt, dann sage ich das.* Und das hat mich bis heute geprägt. Trotzdem war Schule aber eigentlich immer entspannt. Ich hatte eine gute Kindheit, eine friedliche Kindheit in Steglitz.« Weniger friedlich ging es hingegen zu Hause zwischen ihr und ihrer Mutter zu. »Mittlerweile ist die Beziehung zu meiner Mutter sehr gut.

Wir verstehen uns super«, meint Sandra, relativiert diese Einschätzung jedoch wenige Momente später wieder. »Wobei. Es ist nach wie vor schwierig mit meiner Mutter, aber ich würde sagen, *we are getting there*«, sie lacht, aber man kann sehen, dass Anstrengung hinter diesem Lachen steckt. Während wir weiter auf dem Asphalt der Straße gehen, betreten wir zugleich einen etwas steinigere Teil von Sandras Straße der Erinnerungen.

*Es ist schwierig, als alleinerziehende Mutter,
als Frau, einer anderen heranwachsenden Frau zu sagen,
was richtig und was falsch ist.*

Sandra Lambeck

Sandras Mutter verließ Ghana ohne den Vater ihres Kindes, dafür mit ihrer Schwester an der Seite. Angekommen in Deutschland, hielt das neue Leben einige Hürden für sie parat. Als alleinerziehende Mutter hat man es »generell superschwer«. Für ihre Mutter kamen zu den »normalen« Herausforderungen einer Alleinerziehenden wie die alleinige Brotverdienerin, Erziehungsbeauftragte, Mutter und Vater zugleich zu sein, noch eine fremde Sprache plus der Kulturclash mit der westlichen Lebensweise in Deutschland hinzu. Dem Kind alle Möglichkeiten bieten zu wollen, die einem selbst verwehrt wurden, und gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, dass es seine Wurzeln nicht vergisst. Nein, mehr noch: dass es seine Wurzeln nicht sogar regelrecht verrät. Das war vermutlich die größte Hürde für Sandras Mutter und somit auch für die Beziehung zwischen den beiden. Eine Hürde, die sie nur haarscharf genommen haben.

Viele Werte, die ihre Mutter aus der Heimat nach Deutschland gebracht hatte und wie einen Schatz hütete, waren für Sandra nichts weiter als lästiger Klimbim, auf den sie gerne ver-

zichtet hätte. »In meiner Jugend habe ich mich sehr auf die westliche Kultur konzentriert«, erzählt sie. Mittlerweile bereut sie das. Auch wenn sie alles versteht, spricht sie die Muttersprache ihrer Mama beispielsweise nicht. »Mir ist die afrikanische Kultur einfach ein wenig abhandengekommen, was sehr schade ist.« Man kann das Bedauern in ihrer Stimme hören. Bei ihrem letzten Urlaub in Ghana ist ihr das besonders aufgefallen. Ich frage, was sie hierzulande denn am meisten aus der afrikanischen Kultur vermisst. »Zusammenhalt«, antwortet sie, ohne lange zu überlegen. »Alle Cousins und Cousinen wohnen teilweise in einem Haus oder in der Nähe. Es wird immer zusammen gegessen. Das fehlt mir hier in Deutschland sehr. Hier macht jeder sein Ding. Jeder muss allein für sich überleben. Diesen Zusammenhaltsgedanken weiß ich heute sehr zu schätzen. Aber damals wollte ich nichts davon wissen. Meine Mutter war sehr streng und hat immer versucht, mir die afrikanischen Werte beizubringen.«

Mit »afrikanischen Werten« meint Sandra vor allem christliche und stark patriarchal geprägte Werte. »Die westliche Welt ist einfach so anders als Ghana. Es war teilweise sehr schwierig, ihr verständlich zu machen, dass gewisse Dinge nicht schlimm sind, wie sie hier sind. Zum Beispiel, dass ich abends ein bisschen länger draußen bleibe oder dass ich mal bei einer Freundin schlafe. Das war immer ein Problem zwischen uns. Dann jeden Sonntag in die Kirche gehen ...« Man kann in Sandras Stimme bis heute einen Anflug von pubertärem Trotz heraushören, wenn sie von den obligatorischen und offensichtlich verhassten Kirchgängen am Wochenende erzählt. »Ich bin auch Christin«, wendet sie hastig ein. »Für mich heißt das aber nicht, dass ich jeden Sonntag oder Samstag in die Kirche gehen muss. Es war sehr, sehr schwierig, ihr beizubringen, dass es auch in Ordnung ist, wenn der Glaube in einem ist und nicht in der Kirche.«

Es gab viel Streit zwischen Sandra und ihrer Mutter, vor allem in ihren Teenagerjahren. Sandra war rebellisch, lehnte die Erziehungsinhalte der Mutter und wie sie diese zu vermitteln suchte, komplett ab. »Ich wollte nichts damit zu tun haben, mir war das zu radikal«, erinnert sie sich. Ihre Mutter steuerte mit kompromissloser Strenge gegen.

Man kann beide Seiten verstehen. Aber auch wie toxisch dieses Tauziehen gewesen sein muss. Für beide Seiten. Denn für die Mutter bedeutet der Kirchgang mehr, als in Gesellschaft von vier Omas eine Stunde lang Kirchenlieder in Kopfstimme zu trällern, um das Gewissen ein wenig zu erleichtern. Es ist eines der wenigen Rituale, das sie an ihre Heimat erinnert. Eine Konstante in ihrem Leben, in dem sich sonst so ziemlich alles verändert hat. Es ist gelebte Kultur, Trost, ein safe space. Genauso verständlich ist es, dass es für eine heranwachsende Frau wie Sandra in Berlin spannendere Dinge gibt, als sich den Hintern auf der Kirchenbank platt zu sitzen.

Wenn die Vorstellungen, was denn nun das Beste für das Kind ist, der Mutter und des Kindes selbst so weit auseinanderliegen wie bei Sandra und ihrer Mama damals, dann ist Frust vorprogrammiert. Und wie das eben so ist, wenn jeder denkt, es besser zu wissen, machten beide Fehler dabei, die Konflikte zu lösen. Sandra beschreibt sich selbst in dieser Zeit als aggressiv, während es der Mutter aus ihrer Sicht an Empathie mangelte.

An eine Situation erinnerte sich Sandra bis heute genau: »Ich weiß noch, dass sie damals – ich war vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahre alt – mit einem Mann zusammen war, und ich wollte mit meinen Freunden rausgehen. Er wollte mir das verbieten, woraufhin ich zu ihm meinte: *Wer bist du denn bitte, dass du Nein sagst? Ich kenn nicht mal deinen Namen!* Meine Mutter stellte sich aber auf seine Seite. Damals hat mich das super verletzt, dass sie ihn vor mich gestellt hat. Mir war das

peinlich. Dass ein Mann, der keine Bezugsperson für mich war, mir sagen konnte, was ich zu machen habe. Es hat mir in dem Moment gezeigt, dass meine Mutter andere Prioritäten hat. Dass ihr der Mann wichtiger war.«

Wie bereits zu Beginn erwähnt, kam Sandras Mutter ohne den Vater nach Deutschland. Ein Paar waren die beiden nie gewesen. Seine väterliche Zuwendung beschränkte sich in Sandras Leben auf, wie sie es selbst beschreibt, »alibimäßigen Kontakt« zu Weihnachten oder an Geburtstagen. »Ich bin ohne Vater groß geworden. Meine kleine Schwester ist meine Halbschwester. Sie hat einen anderen Vater. Der war teilweise da, bis er dann leider verstorben ist. Ab und zu gab es danach wieder Männer in meinem Leben in Form von Onkels oder Cousins, aber nie wirklich jemand, der präsent war. Mittlerweile weiß ich, dass mir eine Vaterfigur gefehlt hat.« Inwiefern ihr diese männliche Bezugsperson fehlte und bis heute fehlt, kann sie schwer beschreiben. Sie überlegt hin und her. »Es fehlt einfach. Ich weiß nicht, wie man es benennen soll. Es gibt kein Wort dafür. *Leere* ist zu dramatisch.«

Ich bin ohne Vater groß geworden.

Damals war mir das egal, weil ich sehr rebellisch war.

Mittlerweile merke ich: Es fehlt etwas.

Sandra Lambeck

Es ist ein Gefühl, das wahrscheinlich nur vaterlose Mädchen komplett nachvollziehen können. Natürlich kommt man klar – sollen sich die Typen bloß nicht einbilden, man würde es nicht ohne sie schaffen! Aber da ist diese leise Stimme, die immer mal wieder fragt – besonders in dunklen Momenten –, wie es wohl gewesen wäre, wie *man* wohl geworden wäre, wenn es

eben doch nicht nur Mama und ich gegen den Rest der Welt (und in Sandras Fall auch noch manchmal gegeneinander) geheißen hätte.

»Es ist schwierig, als alleinerziehende Mutter, als Frau, einer anderen heranwachsenden Frau zu sagen, was richtig und was falsch ist«, erklärt Sandra. »Vor allem konnte ich meine Mutter in diesen Dingen nicht ernst nehmen, selbst wenn sie recht hatte, weil ich mitbekam, dass sie selber keine gesunden Beziehungen zu Männern führte. Meine Haltung war also damals so: *Warum soll ich jetzt auf dich hören?*«

Der größte Clash zwischen Mutter und Tochter sollte aber erst noch kommen. Lange nachdem Sandra das Teenageralter und pubertäre Freiheitskämpfe hinter sich gelassen hatte. Und er sollte auch nichts mit Männern zu tun haben. Im Gegenteil. Als Sandra 23 ist, wird die Beziehung zwischen ihr und ihrer konservativen Mutter auf die bisher härteste Probe gestellt durch eine ganz andere, besondere Beziehung: einer Liebesbeziehung zu einer Frau. Bereits ein Jahr war Sandra damals mit ihrer heutigen Ex-Freundin zusammen, als sie sich entschloss, ihre Beziehung anlässlich ihres Jahrestages erstmalig offen zum Thema zu machen.

»Ich war vorher noch nie mit einer Frau zusammen gewesen. Ich habe sie auch irgendwie gar nicht als *Frau* gesehen, sondern eher als Menschen. Also, ich habe kein Geschlecht gesehen. Es war sehr aufregend, ich wusste nicht genau, was mit mir passiert«, erinnert sich Sandra. »Deshalb war ich anfangs noch recht zurückhaltend in der Beziehung. Wir haben nicht wirklich Händchen gehalten in der Öffentlichkeit. Wir waren nicht so intim miteinander. Das war voll schade, weil ich nicht genau wusste, wohin mit meinen Gefühlen. Ich habe nicht hundertprozentig hinter ihr gestanden. Ich wollte erst mal gucken, wo es hinführt. Das führte dann dazu, dass wir uns gestritten haben, weil sie das Gefühl hatte, dass ich sie verstecke. Ich musste

erst mal meine Gedanken und Gefühle sammeln, aber sah ein, dass sie recht hatte. Also meinte ich dann zu ihr: *Okay, weißt du was? Ich liebe dich. Deshalb, lass uns ein Video zusammen drehen, und ich poste das dann zu unserem Jahrestag.*«

Damals war Sandras Karriere als Influencerin, Model und Schauspielerin bereits in vollem Gange. So ein Post war also durchaus keine kleine Sache und alles andere als privat. Und so geschah es dann auch. Die Welt erfuhr durch einen Instagram-Post von Sandra Lambecks Bisexualität. Ihre Mutter eingeschlossen. Man kann sich denken, dass es für eine Mutter – milde ausgedrückt – irritierend sein kann, eine so wichtige Facette im Leben ihrer Tochter nicht direkt aus dem Mund des eigenen Kindes zu erfahren.

Wie das für eine streng christliche Mutter aus Ghana gewesen sein muss, die die zunehmend westliche Orientierung ihrer Tochter stets mit einem skeptischen Auge beobachtet hatte, mag man sich gar nicht vorstellen. »Meine Mutter hat das damals, glaube ich, durch Mundpropaganda mitbekommen«, erzählt Sandra. »Ich glaube, dass irgendwelche Familienmitglieder, die mein Video gesehen hatten, ihr das Ganze gesteckt haben. Das war dann richtig Trouble. Sie hat unfassbar viel geweint, weil sie es nicht verstanden hat. Sie dachte, ich würde ihr damit etwas Schlechtes tun wollen, dass ich sie mit meiner Sexualität bestrafen wollte.«

Der Kontakt zwischen Mutter und Tochter bricht daraufhin ab. Ganze sechs Monate reden die beiden nicht miteinander. »Ich wusste, dass meine Mutter damit nicht d'accord sein würde«, erinnert sich Sandra. »Ich wusste, dass das in unserer Kultur einfach nicht geht. Ich hätte aber nicht gedacht, dass sie meine Sexualität auf sich beziehen und denken würde, dass ich sie damit bestrafen möchte. Denn letztendlich war das mein Struggle, den ich durchmachen musste. Mir ging es damit nicht gut. Aber sie hat das Ganze zu ihrem Ding gemacht.«

Auch wenn der Großteil der Öffentlichkeit positiv auf Sandras Coming-out – das sie übrigens selbst gar nicht als solches betrachtet – reagierte, machte ihr der unvermeidbare Hass auf ihr Liebesgeständnis natürlich zu schaffen. »Ich habe viel Zuspruch bekommen, sehr viel Liebe und Unterstützung, aber auch viel Hate. Als Christin ghanaischer Abstammung macht man das nicht. Ich habe viele Bibelverse in den Kommentaren zugeschickt bekommen, und mir wurde gesagt, ich würde in die Hölle kommen.«

Auch wenn die Androhung eines Aufenthaltes in Satans Wohnzimmer für viele Leute heutzutage schon fast etwas Groteskes an sich hat, haben solche Kommentare Sandra damals logischerweise zugesetzt. Und der Hass ist auch bis heute nicht abgeklungen. Er hat sich nur in eine andere Richtung gedreht. »Jetzt, wo ich wieder einen Freund habe, behaupten die Leute, ich hätte das damals nur gemacht, um Präsenz zu bekommen. Um einen Hype um meine Person zu kreieren. Sie wollen es einfach nicht verstehen. Ich würde so etwas niemals tun, vor allem nicht mit einer Minderheit. Wir haben es schwer genug auf dieser Welt.«

Diese neuen Reaktionen auf Sandras Coming-out machen es umso nachvollziehbarer, warum sie sich mit dem Begriff »Coming-out« bis heute so schwertut. Die Intention des Videos war, ihrer Freundin zu zeigen, dass sie sie liebt. Dass sie sich auf sie verlassen kann. Dass sie stolz auf sie ist und zu ihr steht. Es ging ihr nicht darum, der Welt eine digitale Regenbogenflagge ins Gesicht zu schwenken und zu brüllen: *Guckt mal hier, ich bin lesbisch, ist das nicht super abgefahren und interessant?!* Sie seufzt. »Das ist halt immer dieses Schubladendenken. Die Leute denken immer so: *Okay, sie ist das! Sie sagt das.* Aber so ist das einfach nicht. Ich mag Menschen, ob das eine Frau oder ein Mann ist, ist egal. Wenn du dem einen Namen geben willst, dann tu das gern. Aber für mich ist das unnötig.«

*Ehre deine Mutter, ehre deinen Vater!
Sei immer nett! Klaue nicht! Neide nicht!
Diese Werte wurden mir beigebracht.*

Sandra Lambeck

Bereut hat sie ihr Video bis heute nicht. Auch wenn es ihr den größten Bruch mit der Mutter und unzählige Hasskommentare beschert hat. »Es war wichtig für mein Wachstum als Mensch. Ich merke einfach, dass ich mit gewissen Dingen anders umgehe. Mit Social Media zum Beispiel und dass ich mir gewisse Dinge auch nicht mehr so zu Herzen nehme. Ich bin selbstbewusster geworden. Ich lebe mein Leben, so wie ich es leben möchte.

Es gibt so viele Faktoren, die uns in unserem Dasein zurückhalten und uns daran hindern, so zu leben, wie wir leben wollen. Sexualität ist einer davon. Indem ich mich öffentlich zu meiner Sexualität bekannt habe, habe ich gelernt, wie wichtig es ist, zu sich selbst zu stehen. Und solange ich eine Inspiration für viele da draußen sein kann, bereue ich nichts.« Und das war und ist Sandra für viele tatsächlich. Sie erinnert sich da an eine ganz bestimmte Begegnung: »Damals ist jemand nach dem Video weinend zu mir gekommen und meinte zu mir: *Ich danke dir, dass du das getan hast. Ich oute mich jetzt auch. Du bist meine große Inspiration.* Ich konnte es nicht fassen. Da wurde mir wirklich bewusst, okay, ich habe etwas wirklich Gutes getan. Nicht nur für mich, sondern für die Community. Aber wie gesagt, es war auch sehr beängstigend und überwältigend.«

Wirklich geklärt haben Sandra und ihre Mutter ihr Zerwürfnis von damals übrigens nie. »Wir haben tatsächlich einfach nicht mehr darüber geredet. Es wurde totgeschwiegen. Nach sechs Monaten haben wir einfach wieder angefangen, miteinander zu reden. Es war, als wäre nichts passiert.« Für Sandra

ist das heute okay, sie hat ihren Frieden mit ihrer Mutter und deren Reaktion damals geschlossen.

»Ich liebe sie, und sie liebt mich. Ich glaube, das ist alles, was zählt. Bestimmt hat es auch damit zu tun, dass ich älter geworden bin. Aber heute weiß ich meine Mutter wirklich zu schätzen«, erklärt Sandra, und das Lächeln, das jetzt ihr Gesicht zierte, wirkt viel entspannter als das zu Beginn. Ohne Anstrengung. »Alles, was sie für mich getan hat, die ganzen Kämpfe, die sie durchlebt hat. Ich verstehe das jetzt. Unsere Kommunikation läuft heute viel besser ab. Sie versteht jetzt gewisse Dinge besser. Auch, weil ich eine kleine Schwester habe, die ihr jetzt ebenfalls langsam zeigen kann, dass es in Ordnung ist, gewisse Dinge zu sagen und zu tun.«

Wir sind am Ende der Memory Lane angekommen. Statt mitten auf der Fahrbahn stehen wir jetzt wieder ordentlich auf dem begrünten Bürgersteig in Steglitz, und die Sonne beginnt, zwischen den Wolken hindurchzubrechen. Auch Sandras Lebensweg verläuft nun schon seit einigen Jahren in ziemlich geraden Bahnen. Vom ehrgeizigen Teenager, der sich von Komparsen-Job zu Komparsen-Job, schließlich mit 19 zur ersten richtigen Rolle und von da ein paar Jahre später wiederum zum gefeierten Model und Internetstar weiterhangelte, ist Sandra einen weiten Weg gegangen. Einen Weg, der sich von den Schubladen der Gesellschaft und Vorstellungen ihrer Mutter entfernt, aber mittlerweile dennoch immer wieder nach Hause führt.